

Die Neue Welt

Nr. 4

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

Am Wege sterben.

Roman von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Nur zweimal des Jahres kam etwas wie Leben in Franzl. Ging es dem Herbst und Vorwinter zu und rückten die Neulinge ein, laut, fröhlich in den jungen Augen das Staunen und die Freude über die Schönheit dieser einzigen Stadt, Eroberer, die Besitz vom Leben nehmen wollten, so war's, als wollte er erwachen. Ihr Ton weckte in ihm die längst verklingene Note. Dann suchte er selbst in einer Ansprache einen Anstoß an Diesen oder einen Anderen. Das junge Geschlecht aber verstand ihn nicht mehr, der da fragte, ob man bei längst gestorbenen Pieren der Fakultät hören wolle, und hielt ihn für geistesgestört. Auch war er vollkommen unfähig geworden, sich zusammenhängend auszuwirken. Er sprach Fragmente. Er ließ sich gern Zeugnisse vorweisen — das verweigerte man ihm zwar verächtlich schon aus Ehrfurcht vor dem bewußten Haupte nicht — sah sie kopfschüttelnd durch und gab sie mit zusammengezogenen Brauen zurück. Den Zweck verstand man nicht, hielt es für eine wunderliche Schreie von ihm.

Er aber verglich sie in Gedanken mit den seinigen, die er vom Gymnasium überaus glänzend mitgebracht und die er immer noch verwahrte, so wenig er jemals mehr von ihnen einen Gebrauch machen konnte. War er fertig, so brümmelte er vor sich, wendete sich ab und trank. So wenig er sich im Leben abgemüdet hatte, so mußte man bei seinen Annäherungsversuchen immer an einen recht großen Zugjüngling denken, der vor seinem Karren zusammengebrochen ist. Ablösung kommt — ein Anderer wird vorgepannt. Er begrüßt ihn schweißwedelnd, hebt sich mit letzter Kraft und beschimpft ihn nach Hundeart zum Gruße.

Alsdann kam zur Zeit der Sommerferien eine fremde Unruhe über ihn. Denn er hatte so lange kein grünes Blatt mehr gesehen, außer etwa im sehr engbrüstigen und stäubenden, von Kinderlärm durchtosten Schönbornpark oder im unfernen Volksgarten. Dann hob sich in ihm sein Bauernblut und die Sehnsucht nach grünen endlosen Feldern und mit janzenden Lerchen darüber. Er aber zwang sie nieder, er besuchte keinen seiner Verwandten, die ihn früher, vielleicht aus der Hoffnung, ihn so seiner Verschumpfung zu entreißen, oftmals zu sich gebeten. Wozu als ein Fossil, eingeroftet und innerlich erstorben, in den Kreis des blühenden Lebens treten, das um sie Alle emporgeschossen war? Und er hatte Kinder zu lieb dafür, als das er in ihren Augen durch ein böses Wort, wie es so leicht fallen kann, hätte verunglückt sein wollen. Er konnte ihren Spielen auf freien Plätzen stundenlang und wortlos zusehen. Es war wie eine letzte Scham in ihm. So behütete er ängstlich die Bilder seiner Eltern. Er erkannte immer neue kostbare Namen für sie, be-

sprach sie mit sich selber in seiner Weise, wagte sich wohl gar zu einem Händler und ließ sie dann aus Geldmangel nicht machen. Er schmückte seine Stube mit den Photographien von Geschwistern, Neffen, Nichten, und grübelte finster, ob Eines aus der zahlreichen jungen Schaar ihm ähnlich zu werden drohe. Kraunte in den Briefen seiner Mutter und trug immer den, der ihm eben am meisten an's Herz sprach, in seiner abgegriffenen alten Brieftasche mit sich. Nicht einmal aus Selbstquälerei that er so, nur aus Gewohnheit und dem Wunsche, sich zu beschäftigen.

Seine Angehörigen hatten ihn allgemach aufgegeben. Man hatte ihn aufgesucht, ihn weglocken wollen — umsonst, und so störte ihn nichts mehr in seiner Verlorenheit. Nichts und Niemand. Seine Altersgenossen standen längst in Amt und Würden, oder sie waren Jeder für sich den gleichen traurigen Weg gegangen, den man nicht gut verfehlt, auf dem man nicht leicht mehr umkehren kann, so wie man ihn erst beschritten hat. Traf man einen Glücklichen, so schämte man sich vor ihm; einen Leidensgefährten, so zog das gleiche Gefühl peinigend von Einem zum Anderen. Die Uebrigen, die Neulinge, die man zeitig in seine Geschichte einführte, ermaßen an ihm den Grad des Verkommens, bis zu dem ein von Hause begabter, gut veranlagter und ein selbst gebildeter Mensch versinken kann, wenn ihm der echte Willen gebriht.

Also: es war Samstag Abends.

Eingenummelt in ihre unförmigen Umhüllen saßen die Einspänner vom nahen Standplatz, tranken und kartelten mit gewaltigem Lärmen ihrer ewig heiseren Stimmen um Wein. Die grünen Tische glänzten, und allerhand Zeichen waren ihnen mit Kreide aufgeschrieben. Ein mächtiges Qualmen erfüllte den Raum, quoll der Thür zu, tanzte zu den spärlichen Gasflammen empor und hob sich schwärend zu den braunen Bohlen und Träumen der altgerauchten Holzdecke. Herr Denny schlürfte um, ohne auch nur die Füße zu heben, innerlich vergnügt und unablässig mit der Abschätzung der heutigen Einnahme beschäftigt. Frisch vom Hause gekommen mit Mutterpfennigen Viele, noch im Beginn des Monats die Uebrigen — da zahlte Jeder baar. Und die Mengflüchtigkeit des Zahlkellers, der sich Kreuzer zu Kreuzer ein ansehnliches Vermögen zusammengehacht, zusammengerechnet, zusammengewuchert hatte, war immer noch in seiner Seele.

Er hatte viel gewagt: mehr selbst, als er hätte wagen dürfen, und in's sehr Ungewisse. Und nachhinein erschrak er öfter vor Dem, was er manchesmal auf's Spiel gesetzt. Nun, zeitlich und glücklich

genug, war er aus allen Fährlichkeiten. Aber er liebte bares Geld leidenschaftlich, wenn damit auch lange nicht so viel zu verdienen war, wie mit seinem Notizbüchlein. Immer trug er zahlreiche Silbergulden, die damals noch spärlich im Umlauf waren, mit sich herum und ließ sie hell und herrlich in seiner Tasche aneinander klingen. Sie symbolisirten ihm seinen ganzen, in tausend schmutzigen Händeln erworbenen Reichtum.

Auch im anderen Geleß war die gewohnte Gesellschaft beisammen. Da saß der Verlorene. Er holte sich sein Glas Bier selber, wie um dem Wirthe mindestens diese Bemühung zu sparen, sah einmal stundenlang davor und starrte in die Luft, als tauchten in den Rauchringeln allerhand Schatten vor ihm auf, die er haschen möchte, fingerte vor sich hin und trank dann wieder sehr hastig. Neben ihm, um den sich Niemand kümmerte, der Keinem die Jugendlust verbar, weil sich Niemand eines gleichen Geschickes für fähig hielt, und an anderen Tischen Andere. Sung, dreist, unternehmend, frische, glühende Narben in den jugendlichen Gesichtern Manche; berwegen singend, ohne sich viel um Einklang oder Sinn des Liedes zu kümmern, von ihren Mädeln renommierend, die sie eben kennen gelernt. Dann wieder kam ein Schweigen über die ganze laute und muntere Gesellschaft: Beyerl und Stara sangen, und das war immerhin ein Genuß und eine Anziehungskraft dieser Kneipe. Denn der firmen Tenor des Deutschen und der wohlgeölte, immer wie vor innerer Bewegung leise zitternde Bariton des Slaven flüchten sich prächtig ineinander.

Die kleine Gesellschaft hatte eine mächtige Weinflasche vor sich. Die stammte aus des alten Beyerl Keller. Das war ein leidlich bemittelter Lehrer, der seinen Tropfen zog und in Ehren hielt. Er hätte sich in manchem Jahr einen ganz hübschen Gulden aus seinem Weingarten holen können. Das aber litten seine vier Buben nicht. Alle studirten, Alle waren sie unabhängig nach Gemüth, Körperkraft und Durst, und Alle fielen sie ihm in den Ferien in's Haus. Dann erfüllte ein wunderliches Leben seinen Keller. Er strich die Geige, und die vier Gewaltigen sangen bröhnend und mit vollen Stimmen. Oder aber, sie nahmen sich ihre Instrumente mit, und dann wurde manch' ein gutes Glas geleert und manches feine Stückchen Kammermusik aufgespielt. Bis es herbstelte, dann ging Jeder seiner Wege, um einmal noch zum Winterbeginn eine rechtigaffene Kostprobe vom Neuen zu bekommen.

Die wurde dann an einem gelegenen Abend mit wohlgeleiteten Gesellen verzehrt. Da hielt freilich Beyerl auf Ordnung. Nicht wegen Siebenstehen und Stara. Das waren mächtige Leute, und be-

sonders Siebenstein's Weinbildung war gering und er schätzte eigentlich einen Wein nur nach seiner Süßigkeit. Aber da war Förster, der lag gerne, das Gesicht zwischen den Händen, auf dem Tische und sprach kein Wort. Denn, obzwar er sich in dieser Gesellschaft verhielt, so war doch ein gewisses Gefühl einer Ueberlegenheit in ihm, besonders Beyerl gegenüber.

Zwischendurch aber langte er alle Augenblicke nach seinem Beinglase und trank häufig, bis ihm Beyerl die schwere Hand auf den Arm legte und mit seiner stählernen, jauchzenden Stimme rief: „Ja, mein Lieber, wo denkst du? Das geht nicht. Ordnung! Oder denkst du, daß ich Deinetwegen dürsten soll wie dein Söhner Flickschneider, oder meinen Aften berauben wegen Sumpen, wie Ihr es seid?“

Diese Stimme, sie war voll Kraft und Fröhlichkeit, wie der ganze Mensch. Sie war aber auch der Krummer seines Lebens, wenn er schon einmal einen Anfall von moralischen Kassenjammer, auch das graue Glend geheißt, durchzubalben hatte. Das kam selten, dann aber mit einer ursprünglichen Gewalt über ihn, zumal gegen Monatsende. Dann beschuldigte er sich, er habe schon ein Vermögen vertrunken. „Ja, mein Lieber, da schaust Du?“ Man hatte ihn nämlich in der Oper Probe jung lassen und war ganz entzückt von seinen natürlichen Mitteln und seiner musikalischen Begabung gewesen. Jämmerlich der Verhandlungen aber erfuhr man von seiner Lebensführung. Ein Tenor, der so süß und die Nächte durchschwärmt — das geht nicht. Da war's denn zu Ende mit allen Träumen von einer glänzenden Laufbahn; denn er war ehrlich genug, die Kraft zu einer Umkehr nicht in sich zu suchen, seinen Weg nicht einmal mit guten Vorsätzen zu pflastern. Auch ging's ihm ganz leidlich. Im Gegensaße zu Förster, der nirgends antommen konnte, hatte er eine Spürnase für kleine Stipendien, um die sich sonst Niemand bewarb. Ergatterte er eines, so war das ein Zwang für ihn, mindestens so weit mit seinem Studium im Zuge zu bleiben, als zum Fortgange nötig war. Es geht da schon gewisse Colloquia, die keine sonderliche Mühe bereiten und den Behörden gegenüber dennoch gelten. Ferner sang er auf Kirchenjahren. Nach seiner Behauptung ein lautes Brot, denn die Güte der Musik war manchmal jählich, und man mußte dazu einen leidlich aufständigen schwarzen Anzug haben. Das aber war ihm ein Greuel.

„Ja, mein Lieber, das ist die ganze Säge der Kultur! Ein Gott, später Weib soll einem genügen — und zwei Anzüge und was weiß ich noch für Jubelstrolche soll man sich schaffen? Da muß man ja zu Grunde gehen, wenn man einem solche Auslagen auf seinen Erwerb aufsetzt. Und ich soll Anstand erheben? Hab' ich so gar was Erbauliches an mir? Ist das ein Geschäft für mich? Oder ist das eine Affenshande unseres Jahrhunderts?“ Denn er liebte Johannes Scherr und die kräftigen Ausdrücke, und sie ließen ihm gut, als Ausdrücke einer ganz gesunden Natur ebenso, wie es sein Rechtsein war.

Er konnte sich eine Zeit lang im Zamm halten. Das heißt, von einer Stipendienrate bis zur nächsten. Alsdann aber, wenn er einmal das Geld bei sich hatte, so gab's nicht Zamm, nicht Fagel mehr für ihn. Zunächst machte er sich, nach seinem eigenen Anstande, jählich. Das heißt, er ließ sich von Stoff zu Fügen neu, was immer schon höchst nötig war. Das mußte so billig geschehen wie nur möglich, also in einem jeuer Geschäfte, „die von Herrschaften abgelegte Gewänder“ verkaufen. Ob er wirklich an diese Herrschaft glaubte? Aber er verstand niemals, zu erzählen, welches Hochadeligen der Augen geschaut habe, den er eben an sich irug, und wie ihn der in augenblicklicher Geldverlegenheit um ein Schandgeld veräußert habe. Einen anderen Grund für eine solche Handlung vermaßte sich Oberrath Beyerl nicht zu erfinden. Und sein System, sich zu kleiden, verachtete er als innerlicher Uebergang als etwas richtig. So geht er immer nach der letzten Mode und in den denkbar feinsten Stoffen. Sein Aussehen und kleinerer Erscheinung vermaßte ihn zum Gegenstand zu übergehen.

Dieses erlebte, schwärmte Beyerl aus. Das heißt, er zog von Kneipe zu Kneipe, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus, bis der letzte Kreuzer verthan war. Der mithielt, war willkommen, wer mit ihm durchhielt, noch nicht geboren. Es war auch keine ganz unbedenkliche Gastfreundschaft. Denn auf Beyerl's Wegen standen mannigfache Fährlichkeiten. Da gab's grimmige Prügeleien, bei denen ihm kraft seiner Gewandtheit und Übung immer weniger geschah, als den Gefährten; ungezählte Herausforderungen, die niemals erledigt wurden, wie er denn einmal allen Ernstes das Jubiläum seiner hundertsten möglichen Meisur feierte; endlich die Gefahren seitens der Sicherheitswache — der Polypen. Fiel er denen in die Arme, das heißt, erwachte er mit grimmigem Kopfschmerz und ohne den letzten Groschen auf einer Wachtstube, so war sein Jammer groß und ehrlich. Denn dieses war eine persönliche Niederlage vor einem oft bezwungenen und also misachteten Gegner, und der Schmerz über sein verfehltes Leben und sein vertrunkenes Vermögen kam ihm in solchen Augenblicken ganz besonders in's Bewußtsein.

Dies also waren Herr Stara und Genossen. Manchmal fanden sich Mitläufer zu ihnen, die aber niemals alt in der Gesellschaft wurden. Sie waren ganz angezogen, weil ihre Schulden niemals über einen Monat anstanden. Für Förster zahlte immer Einer oder der Andere.

Man saß beisammen und trank. Nicht einmal viel geredet wurde. Höchstens gab Siebenstein mit der Freude aller jungen Mediziner am Gräßlichsten — Förster sprach von ihrem auerzogenen Gang zum Aufschneiden — einen recht gräßlichen Fall aus der Anatomie oder dem Billroth'schen Auditorium zum Besten. Ober Beyerl kam in weisliche politische Abhandlungen. Denn er war Deutsch-Nationaler und führte oftmals für ein logales Gemüth nicht zu billige Reden, die Herrn Stara in tiefster Seele müßelten, ohne daß er doch schon den richtigen Gebrauch davon zu machen sich entschloß. Es wurde gemungen. Und so ging die Zeit, und Förster, manchmal wider seinen Willen ansprechend und emporgehoben, schwieg, sah sich mit seinen entzündeten Augen und dem einen Gedanken: „Ja, was ist das albern! Was treiben sie? Was sind das für Laffen! Und dies Neben von nichts und zu nichts!“ Und wäre doch nicht vor dem Letzten geblieben. Bis die ganze Gesellschaft in der richtigen Stimmung war. Alsdann beehrte er von Beyerl sein Leiblich: „Die Leineweber haben eine laubere Junst.“ Oft verlangt, wurde es doch fast niemals angestimmt. Denn meist stand Beyerl um diese Jahreszeit schon auf dem Tisch und hielt „eine Rede“. Die soll voll Männlichkeit und Opfernuth für das Heil eines Volkes gewesen sein. Und Winkelried kam vor in ihr. So viel stand fest. Ihren Anfang konnten Alle, keiner das Ende. Denn das schnitt Herr Deym immer ab. Einmal war die ganze Gesellschaft fort in's Café, hatte dort geraume Zeit verweilt, Karten und Billard gespielt; als man Beyerl vermählte und Anschau hielt, stand er noch immer, wo er gestanden, redete fort, sein Bierkrug in der Hand, und lachte manchmal schmeitend und drohend auf. Ja, er soll sich selber Verfall gestattigt haben, sagte Siebenstein, der da gewiß übertrieb.

So weit wollte man es diesen Abend nicht kommen lassen. Das war bei Herrn Deym's Rechenkünsten ein zu kostspieliges Vergnügen. So ließ der nächste Siebenstein den müßigen Stara an. Man zahlte und ging schweigend voneinander. Förster immer gedrückt und stumm hinter Beyerl. Denn mit Dessen heimgelassen bedeutete noch lange nicht, glücklich gelandet auf seinem Sofa liegen und schlummern.

Für die Gesellschaft war es noch zeitig. Sonst aber schloß die feierliche Josephstadt. Die eigentlichen Kneipen waren noch nicht zu Ende. Die Spießbürger aber saßen schon im Kaffeehaus und hinter ihrem Schimmerpunsch. Manchmal begegnete den beiden Wanderern ein Trümplein Jugend, bunte Mägen bewegten auf den Häuptern, das dreifarbiges Band breit über der Brust. Das war dann immer

ein böser Fall, und Förster, der das Nüchternen unter der Gut der Polizei durchaus nicht vertrat, hatte seine liebe Mühe, den Fremde von der Einleitung scharfsinniger Erörterungen über den Unterschied und die Rangordnungen der „Verbindungen“, illustriert mit gräßlichen Beschimpfungen. Derjenigen, deren „jammervolle Rappen“ eben vor ihm stünden, abzuhalten, die immer in Hieben fortgesetzt und auf dem Kommissariate beschlossen wurden. Das ging aber nur mit tausend Listen. Alsdann war jeder Sicherheitswachmann eine arge Klippe. Denn Beyerl sang am liebsten vor ihrem Angesicht und zu einer Zeit, da wohlgezogene Staatsbürger sich dem amnoch unversteuerten Schläfe hingeben, mit vollen Stimmmitteln seine gemüthvollsten Arien. Hinter ihm klangen dann gelbe Pfeifen, aus einem Nahon dem Hlter des nächsten das Nahen des unbändigen Ruheförers verflüchtend. Erwischt ward er aber fast nie, so lang er seiner Sinne Meister blieb. Jedes Gäßchen, jeder Durchschlupf waren ihm bekannt; jede Fährlichkeit ward mit gewandtem Turnerprunze überhüpft oder mit Schlanheit vermieden. Danach, in Sicherheit, ein übermüthiger Jodler und schrecklicher Lusthieb — denn Beyerl wäre bei reicheren Mitteln für sein Leben gerne Konleurstudent geworden. So wurden sämtliche Hindernisse genommen.

Endlich, an der Ecke des engen Gäßchens, da sie hartest, legte er mit seinem Stode mächtig aus, warf sich in eine sehr unmögliche Fächerpositur und sang aus irgend einem glücklich verschollenen Schmachtsappen: „Seidene Schleppe hör' ich rauschen.“

„Ich bitt' Dich“, bat Förster, der sich schon geborgen gewöhnt und nun wieder zittern mußte. „Ich bitt' Dich: Sie nähren uns ein.“

Und Beyerl ernsthaft: „Stör' mich nicht, Meer-greis!“

„Ich bitt' Dich...“

„Komme mit, wenn Du ein Ehrenmann bist,“

jauchzte Beyerl durch die schweigende Gasse.

„Schrei' nur nicht so, sie werden Dich doch erwischen.“

Beyerl aber, ganz versunken, stötte in seinen süßesten Tönen: „Seidene Schleppe hör' ich rauschen...“

„So hör', zum Teufel, was Du willst — wie soll ich aber heimkommen?“ stöhnte Förster. „Der Hansmeister kennt mich nicht!“

„Wahrscheinlich wird er Dich hineinlassen, oder melde ihm meinen Fluch und ewige Verdammniß! Da hast Du meinen Schlüssel,“ tröstete der Andere, und dann schreiend: „Philister über Dir, Simson!“

Noch eine furchtbare Terz in einer gewissen Richtung. Ein gewaltiger Satz. Und er war in der Dunkelheit verschwunden, aus der eben ein Sicherheitswachmann mit seinem „Im Namen des Gesetzes!“ auftauchte.

Raimund Förster aber ging nach einem kurzen Verhör kopfschüttelnd heim, zu Beyerl's Penaten und zu seinem eigenen Finken...

6.

Zweimal in jedem Winter gab Herr Franz von Malloban, Hofrath im Finanzministerium, eine größere Gesellschaft. Natürlich mit Tanz, nachdem man eine Tochter in jungen Jahren hatte. Ganz einfach ging's dabei zu; die Musik besorgte Herr Stara am Klavier.

Alsdann standen die unnummerierten Wagen in Doppelreihen vor dem Hause, das in einer stillen und vornehmen Gasse der Josephstadt stand; in unmittelbarer Nähe der inneren Stadt, deren hohe Dächer steil und thürmend und grell im Noth ihrer Ziegel, überhöht von Kirchenfirnen, beherstcht von massigen Bau der Hofburg, sich empor hoheten, dem überragenden First von St. Stephan zu. Beide Eingänge der geräumigen Wohnung standen an solchen Abenden gleich gastlich offen. Sonst kam man nämlich entweder zum Herrn Hofrath oder zu seiner Familie. Nur Wenige wurden hier wie dort empfangen.

(Fortsetzung folgt.)

Im namenlosen Hause.

Von Emil Rosenow.

Draußen, im Berliner Tiergarten, heult der Novemberwind. Er hat das letzte kahle Laub von den Bäumen geschüttelt, die nun ihre kahlen Äste emporrecken. Auf der breiten Allee, die vom Brandenburger Thor schräger auf Charlottenburg zuführt, ist das Leben der lauen Sommertage längst erloschen. Müßige Spaziergänger sieht man fast nirgends mehr auf den öden Wegen, und die Equipagen, die dahin sausen, legen eine nüchterne, geschäftsmäßige Gise an den Tag, gerade so wie die langen Züge der Straßenbahnwagen, die unablässig von Charlottenburg oder von Moabit oder von der Richtung des Potsdamer Platzes her angelockt kommen. Die Menschenmassen, die jetzt hier vorbeiziehen, sind keine Flaneure, wie im Sommer. Jeder hat es eilig, denn jeder geht Berufsgeschäften nach.

Das ist die Zeit, da auch in dem namenlosen Hause hier draußen die Geschäfte beginnen. Rechts vom Brandenburger Thor erhebt sich der massige Brunnbau mit der Front nach dem Königsplatz und der Siegessäule. Der Fremde, der den Miesebau mit der goldig funkeln Kuppel, den kriegerischen Reitergestalten der Herolde, den Wappen und Gestaltengruppen zwischen ragenden Säulen plötzlich vor sich auftauchen sieht, könnte ihn eher für einen Tempel des Kriegs- und Schlachtengottes halten als für ein der Gesetzgebung durch das Volk gewidmetes Gebäude.

Während des ganzen Sommers hat hier eine eintönige Stille geherrscht. Täglich sind ein paar Fremde unter der Leitung eines Bureaubeamten durch die Hallen gebummelt. Wer in Berlin gewesen ist, muß doch auch das Innere des königlichen Schlosses und des Reichstages gesehen haben! Ab und zu hat mal in der Wandelhalle ein Fest stattgefunden. Sonst lag das Gebäude, bis auf die gedämpfte Thätigkeit in den Bibliothek- und Bureauräumen, wie ausgefressen da.

Nun, im November, ist es plötzlich zu lautem Leben erwacht. Im „Reichsanzeiger“ hat eine kaiserliche Verordnung gestanden, die den Reichstag zu einem bestimmten Novembertage — in der Regel wird ein Dienstag um die Mitte des Monats gewählt — zusammenberufen hat. Die Reichsboten haben in allen Theilen Deutschlands den Koffer gepackt, ihre Arbeitsmaterialien zusammen gesucht und dann sind sie, in der ersten Eisenbahnklasse, wie es ihre beim Zusammentritt des Reichstages ausgestellte Freifahrtkarte gestattet, nach Berlin gekommen. Das heißt, Mancher ist auch nicht gekommen! Gar manchen „Volksvertreter“ giebt es, der während einer Session höchstens zwei oder drei Mal im „hohen Hause“ erscheint, um allsald wieder zu verschwinden, wenn das reichshauptstädtische Leben alle Fächer der Geldbörse geleert hat; und der, wenn er mit auf den Rücken gelegten Händen durch die Wandelhalle stiefelt, durch seine Miene die Frage illustriert: „Wat schall ic dorbü dunn?“

Diese Eisenbahn-Freifahrtkarte ist das einzige Vergnügen und die einzige „Entschädigung“, die eine übliche Reichsregierung den Reichstags-Abgeordneten für ihre meist fast halbjährige Thätigkeit gewährt, die zeitraubend und abspannend ist, wenn die Abgeordneten es mit ihren Pflichten genau nehmen. Früher hatte die Freifahrtkarte eine unbeschränkte Gültigkeit auf allen Strecken, so daß der Abgeordnete sich während einer Vertagung im Frühjahr oder Sommer den Luxus einer kostenlosen Erholungstour gönnen konnte. Bismarck aber war dahinter gekommen, daß die Freifahrtkarte den Parteien des Reichstages auch gute Dienste bei ihren Agitationstouren leistete, und er hatte deshalb einen Vorwand gefunden, um sie zu beschränken. Heute kann der Abgeordnete nur noch zwischen seinem Wohnort und Berlin fahren, so daß er, wenn sein Wohnort nicht in seinem Wahlkreis liegt, was bei sehr vielen Abgeordneten der Fall ist, noch nicht einmal zu seinen Wählern kann, wenn ihm nicht ein großes Portemonnaie zur Verfügung steht.

Da haben es die Junker und die großen

Fabrikanten besser. Sie besitzen in der Regel mehrere Wohnorte, weil sie mehrere Güter und verschieden gelegene Fabriken haben. So befinden sie sich gegenüber der Mehrheit der Abgeordneten, die nur eine, höchstens zwei Bahnstrecken auf ihrer Karte verzeichnet haben, in einem wesentlichen Vortheil.

In der Nacht oder am Morgen vor „großen Tagen“ sind bestimmte Züge aus Süddeutschland oder der Köln-Berlin-Schnellzug oder die Nordzüge in ihren ersten Klassen manchmal völlig „Parlamentarische“ Da sitzen die Abgeordneten aller Parteien, die im politischen Kampfe kein gutes Haar aneinander lassen, friedfertig beisammen, und manchmal entwickelt sich eine recht gemütliche Unterhaltung, bei der das parteipolitische Thema streng ausgeschlossen ist. Das Eisenbahn-Koupee ist der neutrale Boden, auf dem bei den gemeinschaftlich durchkosteten Reiseexpenzen die Parteigegensätze zurücktreten.

Mit dem Augenblicke aber, da der Abgeordnete „das Haus“ betritt, ist er wieder ganz Parteimann, der seine Handlungen einrichtet nach den politischen Vortheilen, die seine Partei von ihnen ziehen kann.

Es ist eine Stunde vor Beginn der Plenar-Sitzung. Langsam vollzieht sich der Aufmarsch der Parteien und verschieden, je nach der sozialen Stellung der einzelnen Reichstagsmitglieder. Im namenlosen Hause befindet sich der Eingang für die Abgeordneten nicht etwa an der prunkenden Hauptfront am Königsplatz, sondern an dem unscheinbaren Portal II an der Südfront nach dem Brandenburger Thor zu. Nur ein paar Leute spazieren dort auf und ab, scharf gemustert von dem dienstthuenden repräsentationsfähigen Reichstags-Schutzmann, der seit dem tragikomischen „Attentat“ auf den Dr. Lieber jeden der Wartenden doppelt aufmerksam beaugenscheinigt. Ab und zu rollt eine Equipage oder ein Taximeter vor, und es entsteigt ihm würdevoll, in tabelloser Eleganz vom Zylinder bis zu den Samtschuhen und Lackstiefeln, ein Mitglied der kaiserlichen Rechten, irgend ein Landrath, Regierungsrath, Gutsbesitzer oder höherer Regierungsbeamter, der das Mandat irgend eines unanspruchsvollen ostelbischen Kreises ausübt, dessen soziale Zustände im umgekehrten Verhältnis zur Eleganz seines Abgeordneten stehen. Das Coupé eines Großindustriellen rollt vor, aus dem in stolzer Haltung, die der „gefestigte Besitz“ verleiht, der Beherrscher der Millionen und eines vielhundertköpfigen Arbeiterheeres heranstreift, der gerne die schweren Wahlkosten, die mit der Eroberung eines Mandats zusammenhängen, bezahlt hat. Denn sein Mandat macht ihn, den Emporgekommenen, aus einer Privatperson zu einem Manne des öffentlichen Lebens, der etwas vorstellt und eine gesellschaftliche Rolle spielt. Es kommen aber auch recht schlichte Leute. Den Weiden, die da über die Straße schreiten, sieht man aus der Ferne schon die kleinstädtischen Handwerksmeister an, denen die kleinstädtische Verbitterung gegen die großkapitalistische Konkurrenz ihr Mandat verschafft hat. Bedächtigen Schrittes nahen jetzt zwei Herren in langen schwarzen Röcken und mit sorgfältig rasirten Gesichtern. Das sind katholische Geistliche, Angehörige des Zentrums. Auch bei ihnen sieht man soziale Unterschiede. Der Eine geht stolz, und hinter der goldenen Brille blicken die Augen zuversichtlich in die Welt. Gewiß ein Domherr. Der neben ihm geht schon etwas bescheidener einher; vielleicht ein süddeutscher Landpfarrer. Aber Beide sind wohlgenährt. Auch einige Bauernabgeordnete treten in das Portal ein. Man erkennt sie an den kräftigen, gedrungenen Gestalten, an dem immobilen berben Schmitzgewand, an den gebräunten Gesichtern. Zwischendurch sind auch einige bekannte Personen aufgetaucht. So hat sich allmählig der Aufmarsch der Parteien vollzogen.

Der Portier hat den Eintretenden ehrerbietig die Thür geöffnet, sie sind in eine Halle eingetreten, in der acht Bronzeplastiken deutscher Kaiser stehen, an deren Stelle übrigens später die Standbilder namhafter Reichstagsmitglieder aufgebaut werden sollen; aus dem Bogenfenster schaut eine in allen Farben schillernde Germania herab. Dann haben

sich die Abgeordneten nach links gewandt und sind in die „Kleiderablage“ getreten, wo jede Fraktion ihre besonderen Kleiderständer hat. Nun theilt sich der Strom der Besucher. Wer in das erste Stockwerk will, steigt die breite, dick mit Säufeln belegte Treppe empor, wer Sitzung hat und deshalb in das zweite Stockwerk muß, benützt den Fahrstuhl, der in seiner eleganten Ausstattung mit reichen Lederpolstern, fast der Ecke eines Salons gleicht und die Abgeordneten rasch nach oben befördert.

Der regelmäßig das Haus besuchende Abgeordnete wird freilich, ehe er die Treppen emporsteigt, einen Blick auf die schwarze Tafel werfen, die dicht neben der Treppe hängt. Da kann er lesen, was heute im Hause „los ist.“ Erstens, wann die Plenar-Sitzung beginnt; zweitens, welche Fraktionen Sitzungen haben, in welchen Sälen und wann; ob Kommissions-Sitzungen sind usw. Die Tafel giebt ihm sicherste Auskunft, denn leicht ist bei der Fülle täglich einlaufender Druckfachen eine wesentliche Sache übersehen.

Die Abgeordneten sind die Treppe empor gestiegen und durch hohe Glashüren in die Wandelhalle getreten. Jetzt ist sie noch leer, aber beim Beginn „großer Sitzungen“ stehen hier die Gruppen der auf befreundete Abgeordnete Wartenden, die eine Auskunft, oder eine Tribünenkarte haben wollen oder mit sonst einem Anliegen gekommen sind.

Diese 96 Meter lange Wandelhalle, deren mittlerer Kuppelraum 24 Meter Breite mißt, ist sicher ein Prunkstück, aber auch nichts weiter. In derselben erinnert rein gar nichts an den Parlamentarismus. Die allegorischen Statuen vermögen auch nicht den Sinn des Zuschauers hierauf zu lenken. Vielleicht gelingt es später, wenn die Fußflächen des Gewölbes mit Werken der Malerei ausgestattet werden, den eigentlichen Zweck, dem die Wandelhalle dient, mehr herauszuarbeiten.

Meistens ist der erste Gang des Abgeordneten der auf die Post. Sie liegt in der Nordhälfte der Wandelhalle, neben den Les- und Schreibsälen. Hier erhält der Abgeordnete die für ihn eingelassenen Briefe, denn der Reichstag hat selbstverständlich während der Sitzungsperiode seine eigene Postanstalt mit Hochpost, Telegraphen- und Telephonbetrieb. Eine Thür verbindet die Post mit dem großen Lesesaal. Dem ist der tägliche und regelmäßige Besuch des Abgeordneten gewidmet, und kurz vor Beginn der Sitzung ist hier häufig kein Zantail zu haben. Der Lesesaal ist gewissermaßen eine Zentralfstelle der politischen Tagesliteratur. In den Zeitungsschränken fehlt nicht ein Blatt von einiger politischer Bedeutung. Daneben aber liegen die Blätter der einzelnen Parteien in einer selten erreichten Vollständigkeit. Auch die sozialdemokratische Arbeiterpresse ist durch eine größere Anzahl Blätter vertreten, und selbst über die winzigsten Lokalangelegenheiten kann man sich aus aufgelegten Nummern unterrichten. Was aber in den Zeitungsschränken an Zeitungsliteratur des In- und Auslandes nicht zu finden ist, das ist sicher in dem im Kellergehöb gelegenen Zeitungsarchiv vorhanden, in welchem die Blätter noch eine längere Zeit aufbewahrt werden; es stehen genug Beamte umher, die alles Gewünschte rasch herbeischaffen.

In diesem prunkenden Saale, von dessen Wänden Gemälde mit Motiven aus der deutschen Landschaft herabschauen, finden sich die Politiker aller Parteien zusammen. Hier sieht man einen Abgeordneten, der gestern oder vorgestern im Plenum eine Rede losgeworden ist, vergraben wie ein Hamster in einem Zeitungstisch; er verfolgt den Eindruck, den seine Anschauungen in der Presse des Wahlkreises hervorgerufen haben. Dort fahndet Jemand durch die Leitartikel-Section von Blättern der verschiedensten Parteirichtungen nach Material für eine Rede, die er noch los werden will. Mancher hält auch in der Verschwiegenheit einer Miße; diskret verdeckt mit dem „Figaro“ oder der „Kölnischen Zeitung“, sein gewohntes Mittagschlüßchen, obwohl es doch Ankleidezimmer genug im Hause giebt, von denen jedes sogar eine behagliche Chaiselongue hat. Am Eingang zum Schreibsaal, vor welchem rechts und links die neuesten Wolff'schen Depeschen sofort nach Erscheinen ausgehängt werden, giebt es zu Zeiten wichtiger auswärtiger Kriegs- oder diplomatischer

Vorgänge kleine Volksversammlungen. Jeder will das Neueste eben zuerst wissen. Auch sonst kann man interessante Beobachtungen machen. Gewisse Blätter sind zu Zeiten, trotzdem sie in mehreren Exemplaren ausliegen, fast nicht zu haben. Zu ihnen gehört unser Zentralorgan, der „Vorwärts“, wie überhaupt von Freund und Feind in Lesesaale diejenigen Blätter am häufigsten gelesen werden, auf welche im Moment am meisten geschimpft wird.

Nebenan liegt der Schreibsaal. Acht eichene Doppelschreibtische stehen darin. Ein wundervoller Kamin aus Pyrenäen-Marmor, prächtige Lebens-

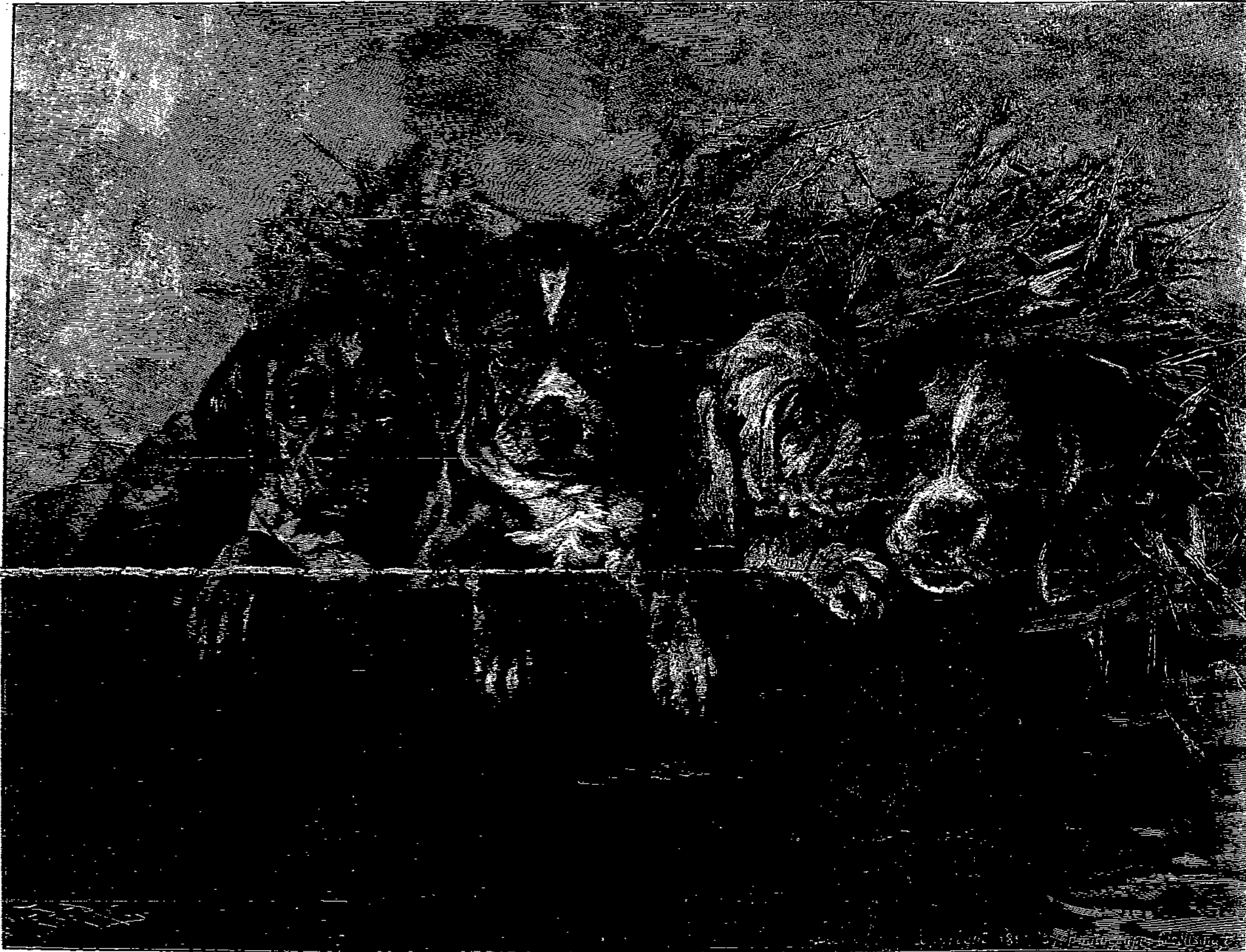
der eigenen Unfähigkeit, für solche Geschenke höchst dankbar ist. Drüben sitzt ein freisinniger Redaktionskorrespondenzfabrikant, der nur bedauert, nicht auch noch mit den Fingern schreiben zu können, um die ganze Welt mit seinem gut honorirten Papier zu versorgen. Die drei Schreibtische am Fenster sind besetzt von frommen Kaplänen, die unermüdblich „Manuskript machen“. Sie sind ja fast alle Zeitungskapläne, d. h. sie haben irgend ein Blättchen gegründet und es mit dem päpstlichen Segen versehen lassen.

Es ist halb Eins Mittags geworden. Jetzt wird

demokratische Tafel, unmittelbar neben dem Entree und uns gegenüber aufere guten Freunde, die Nationalliberalen.

Mittags zwischen Zwölf und Zwei herrscht hier das regste Leben. Gläser, Teller und Messer klappern, fröhliches Gelächter und eine animirte Unterhaltung erfüllen den mächtigen Saal, von dessen Decke aus wildverschlungenerm Liniengewirr allerlei deutsche Wappenthierc dräuend herabschauen. Eine humorvolle Dekoration wäre hier mehr am Platze gewesen.

(Fortsetzung folgt.)



Junge Hunde. Nach einem Gemälde von M. Stöckl.

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in München.)

große Auswerke der Holzbildhauerei, große Wandgemälde verschönern ihn. Jetzt werden hier nur Korrespondenzen erledigt. Die eigentlichen festen Kunden des Reichstagsgebäudes treten erst nach Schluß der Sitzung in Aktion und rufen dann Abends gegen halb Zehn eilig ihre Materialien zusammen. Das sind die Journalisten der verschiedenen Parteinrichtungen, die zugleich Reichstagsmitglieder sind und die hier Abends schlemmigt noch die Berliner Abendblätter aufarbeiten oder über die neueste Debatte ihren Leitartikel schreiben, der dann noch mit dem Nachzuge zur heimlichen Redaktion besorgt wird.

Gegenüber dem sozialdemokratischen Redakteur, der eifrig die Politik seines Rathes zusammenstellt, sitzt irgend ein Galtsbesitzer und jagt verpöcchelt am Federhalter. Dem eben folgt er vielleicht gerade einen Schimpfartikel gegen die Sozialdemokratie für des heimliche Kreisblatt, dessen Redakteur, Verleger und Drucker in einer Person, in Anbetracht

in den Erfrischungssälen das Diner servirt, und Schreib- und Lesesäle leeren sich langsam. Die Abgeordneten begeben sich in den südlichen Theil der Wandelhalle und verschwinden durch die Thür mit der Aufschrift: „Restauration. Eintritt nur für Mitglieder des Bundesrathes und des Reichstages.“

Diese beiden Erfrischungssäle sind ein Prachtzimmern des Reichstagsgebäudes und bilden um die Mittagszeit den „Kuppelpunkt“ des parlamentarischen Lebens. Im Hintergrunde erhebt sich das Prunkbühnen, ein Meisterwerk der Holzbildhauerkunst, um welches eine Schaar Kellner und Buffeteusen eifrig beschäftigt ist. Von ihm laufen in zwei langen Reihen die breiten weißgebedeten, blumengeschmückten Tafeln in den Saal. Die Servietten und Tafelkürher tragen alle den eingewebten Reichsadler. Rechts oben vom Buffet schließt sich der Tisch des Zentrums an. Dem „Schwarzen“ gegenüber ist die Tafel der Freisinnigen. Daran schließen sich die Antisemiten, deren Tisch weiß recht leer ist. Dann folgt die sozial-

Etwas vom Hund.

Von H. Gerhart.

Obwohl der Hund durch die fortschreitende Zivilisation für den Menschen außerordentlich an Nutzen verloren hat, hat er seine Rolle als Gefährte, als Hausfreund desselben doch zu behaupten gewußt. Selbst die in den größeren Städten relativ hohe Hundesteuer hat seiner Verbreitung kaum merklichen Abbruch zu thun vermocht. Für die auf niedrigerer Kulturstufe stehenden Völker konnte der Nutzen dieses treuen Gefährten und Hausgenossen kaum hoch genug angeschlagen werden. Er war ihr trefflicher Jagdgenosse, der Wächter und Beschützer ihrer Heerden und ihrer Wohnstätten, und erweist und erweist ihnen auch sonst noch vorzügliche Dienste. Welche Bedeutung der Hund als Zughier in den Regionen des ewigen Schnees und Eises trägt, davon legt Mansen's viel gelezene kuhne Polar-

reise Bengiß ab. Aber nicht nur die Entdeckungsreisenden in den arktischen Regionen haben den Hund ihren Zwecken dienstbar gemacht, auch die Nomaden im Norden der alten Welt, in den eisigen Tundren des nördlichsten Sibiriens, in Kamtschatka und den Subsonbailändern wissen den Eskimohund als Last- und Zughier zu schätzen. Während der Eskimohund für seine wichtigen Dienste oft die schlechteste Behandlung erfährt, wird der als Jagdhund auf die flüchtigen Antilopen außerordentlich geschätzte Steppenwindhund von den Nomadenstämmen Nordafrikas mit der größten Liebe und Sorgfalt behandelt. Auch die Eigenschaften und der Nutzen der Tibetdogge werden sehr gerühmt, wenn auch die neuerlichen Erforscher der geheimnisvollen Heimath des Yaks, Sandor und Sven Hedin, von den hervorragenden Eigenschaften dieser schon von den Römern gefeierten, anscheinend etwas mythischen Hunderrasse nichts Bemerkenswerthes zu berichten wissen. Andere historisch berühmte Hunderrassen sind ausgestorben: so die berühmten Muthunde, deren sich die Spanier zur Bekämpfung der Eingeborenen Amerikas bedienten und von deren Einzelnen wahre Wunder von Kraft, Muth und Klugheit erzählt werden, so auch die mächtigen Hagrüben, die man zur Jagd auf Wildschweine, Bären und Wifents abrichtete. Einige Kynologen vermuten allerdings, daß die dänische oder deutsche Dogge ein Nachkomme dieser Hagrüben sei, während andere die deutsche Dogge als einen Bastard von Windhund und Bullenbeißer bezeichnen. Die Bestimmung der verschiedenen Rassen des Haushundes ist überhaupt eine schwierige, da die Zahl der Varietäten eine so ungemein große ist, die Rassenmerkmale durch tausendfache Kreuzungen verwischt und vielfach erst neuerdings durch künstliche Züchtung wiederhergestellt oder auch neu geschaffen worden sind. So lassen sich zum Beispiel einzelne Rassen, wie sie in älteren Auflagen von Brehm's Thierleben oder der Konversationslexika beschrieben und bildlich dargestellt sind, in dem heute durch sorgfältige Rassezucht geschaffenen Typ kaum noch wiedererkennen. Das gilt namentlich von einzelnen Rassen von Lurshunden, dem Bernhardiner, dem Neufundländer und der deutschen Dogge. Am meisten haben natürlich die schon lange gezüchteten Gebrauchshunde den alten Typus bewahrt, die Jagdhunde. Trotzdem der Hund selbst in der Großstadt für das kleinste Kind eine bekannte Erscheinung ist, weiß im Durchschnitt selbst von hundert Erwachsenen kaum einer die einzelnen Hunderrassen voneinander zu unterscheiden. Und doch giebt es jetzt fast in jedem Landstädtchen einen Verein, der sich die Züchtung von Rassehunden angelegen sein läßt. Die breite Masse hält diese Bestrebungen für eine müßige Sportfexerei, gut genug, um den Angehörigen der oberen Zehntausend die Langeweile zu vertreiben. Die Exklusivität dieser Vereine und die komische Wichtigthuerei, mit der man eine Liebhaberei als eine ungeheuer wichtige Angelegenheit behandelt, fordern auch mit Recht zum Spott heraus. Und es muß einen sozial empfindenden sogar auf's Tiefste empören, wenn er sieht, welche Summen oft von Leuten, die im gesellschaftlichen Leben die Rolle von Parasiten spielen, für den Hundesport geopfert werden. Daß für einen Rassehund ein Preis gezahlt wird, der dem einer Kuh oder eines Pferdes entspricht, ist etwas durchaus Gewöhnliches, in einzelnen Fällen werden sogar tausende und Zehntausende für ein Preisexemplar erfordert und gezahlt. Die Zucht reinrassiger Hunde macht damit zu einem Privileg der besitzenden Klasse. Und doch ist an sich die Züchtung von Rassehunden etwas durchaus Harmloses und Berufsmäßiges, denn dem aufmerksamen Beobachter muß sofort auffallen, wie außerordentlich sich alle Rassehunde durch edle, kräftige und charakteristische Körperformen von den gewöhnlichen Bastarden unterscheiden. Am augenfälligsten wird diese Thatsache durch den Nichtkenner bei den großen Rassen der Lurshunde sein. Man vergleiche etwa einen Neufundländer mit einem gewöhnlichen schwarzen, langhaarigen Hovhund. Wie wird der gedrungene Kopf des Neufundländers mit der kurzen Schnauze, der mächtigen, gewölbten Stirn den flachen, gestreckten Bolzkopf des Hovhundes unschön und ordinär er-

scheinen lassen. Ferner die prächtige, seidenglänzende Behaarung, die die kräftigen Beine noch kräftiger erscheinen läßt, der ganze schwere und doch elegante Körperbau des edlen Thieres. Welch' imponirenden Eindruck macht der edle Bernhardiner mit seinem

und die Hundennarrheit hysterischer alter Jungfern keine Ranze gebrochen werden soll.

Zunächst Einiges über den Bau und die Charaktereigenschaften der beliebtesten Hunderrassen. Der Neufundländer stammt, wie sein Name schon sagt,



Am Stammtisch.

Nach einem Gemälde von Walter Gannemann.

enormen, ungemein charakteristisch gefurten und gezeichneten Kopf, seinem massigen Körperbau. Und man kann sich kaum einen eleganteren Thierleib denken, als den der edlen deutschen Dogge. Wenn man die Thierfreundschaft des Menschen als schönen Zug anerkennt, wird man sehr Wohlgefallen an dem körperlich und geistig gleich bevorzugten Hund nicht tadeln dürfen. Womit natürlich für die auf die Spitze getriebene Sportfexerei reicher Müßiggänger

von der Insel Neufundland, wo er indeß im Jahre 1622 noch unbekannt war. Seine Abstammung ist nicht nachgewiesen, man nimmt an, daß er ein doppelter Bastard des großen Pudels mit dem französischen Fleischhund sei, welcher letzterer wieder als Bastard zwischen dem großen Windhund und dem Jagdhund angesehen wird. Der Neufundländer, ein stattliches Thier von siebzig bis fünfundsiebzig Centimeter Schulterhöhe, zeichnet sich durch seine laue,

seidenweiche, meist glänzend schwarze Behaarung, die breite, gewölbte Stirn, starken Nacken, mittellange, kräftige, bis zu den Füßen behaarte Beine, langbehaarte Schlappohren und ebenso behaarte Ruthe aus. Der Neufundländer ist meist einfarbig schwarz — Thiere mit weißem Brustfleck werden weniger geschätzt — doch kommen auch einfarbig braune oder schwarzweiße Exemplare vor. Die Letzteren, die man in England züchtet, die sogenannten Landseer, gelten als eigene Spielart.

Der Neufundländer gilt als treues und unthätiges, aber äußerst gutmüthiges Thier. Seine hervor- stichende Eigenschaft ist seine Leidenschaft für das Wasser. Man kann ihm keine größere Freude bereiten, als ihn sich im Wasser tummeln zu lassen. Die zwischen den Zehen stark ausgebildeten Schwimmhäute verrathen schon seine besondere Befähigung für den Wasserport.

Der Bernhardiner ähnelt in der Körporgestalt ziemlich stark dem Neufundländer. Nur ist sein Kopf noch breiter und mächtiger, die Stirn steiler zu der breiteren Schnauze abfallend, der ganze Körper noch mächtiger und gedrungener. Die Farbe des Bernhardiners ist weiß mit rothbraunen Platten, doch giebt es auch Mantelbernhardiner, bei denen die rothbraunen Platten die Form eines fast den ganzen Körper bedeckenden Mantels angenommen haben, jedoch nur der Kopf, der außerdem meist eine schwarze Verbrämung aufweist, die Ruthe und die Beine weiße Abzeichen tragen. Die Behaarung ist entweder lang oder kurz. Der Bernhardiner kann eine Schulterhöhe von fünfundsachtzig Centimeter und darüber und ein Gewicht von neunzig Kilogramm erreichen, er ist der Riese unter den Hunden.

Als die Heimath dieses prächtigen, klugen und treuen Thieres gilt das Hospiz des St. Bernhard, jenes 2472 Meter über dem Meeresspiegel gelegene Kloster, dessen Mönche die Pflege der über den Bernhardspaß ziehenden Reisenden zu ihrer Aufgabe gemacht haben. Bei dem Auffuchen im Schneegebirge verirrt oder durch Lawinen verschütteter Reisender

leiden namentlich früher die schaffmanigen Hunde des Hospiz unerschütterliche Dienste. Weltberühmt ist Barry, der mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet haben soll und dessen Körper noch jetzt angepöpst im Museum zu Bern zu sehen ist.

Es wird behauptet, daß die Thiere vom Stamme Barrys, nachdem sie sich durch vier Generationen rein fortgepflanzt hätten, inzwischen ausgestorben seien und daß die heutigen Bernhardiner nur eine nahe verwandte Rasse darstellten. Neuerdings ist diese Ansicht jedoch bekämpft und behauptet worden, daß der jetzige Bernhardiner mit seinem berühmten Ahn- dachmann identisch sei. Wie dem auch sein mag: an Kraft und imponirender Schönheit sucht jedenfalls der heutige Bernhardiner jenseitigen.

Dem Bernhardiner steht an Größe nicht nach der Leonberger, ein Bastard von Bernhardiner und Neufundländer, der an seiner einfarbig löwen- gelben oder bräunlichen Zeichnung leicht erkennbar ist.

Gleich den genannten drei Rassen gehört zu den Sechshundern der allbekannteste Hund, der seiner Unerschrockenheit wegen geschätzt wird und sich wohl am leichtesten von allen Hunden zu allerlei Quapfunden abrichten läßt. Von ihm, der ein brillanter Schwimmer ist, hat wohl der Neufundländer seine Vorliebe für das wasser Element geerbt. Dagegen läßt sich der Hund — ganz verzerrte Anschauungen abgerechnet — keines tüchtigen Naturreis wegen nicht auf den Raum bringen, wozu er sich übrigens seiner geringen Körperkraft wegen nicht eignet.

Ein mächtiges, prächtiges Thier ist die deutsche Dogge, deren Körperformen ebenfalls Kraft wie Gesundheit verrathen. Ein edles Thier dieser Rasse muß einen schlanken, gradlinigen Kopf mit nicht zu breiter Stirn, einen schlanken, etwas gebogenen Hals ohne jeden Knick zu einer Röhre, einen kräftigen Brustkorb, ausgeglichene Beine, hohe, schlanke aber schräge und muskulöse Beine und eine mächtig getragene Ruthe aufweisen, sein gesamtes Erscheinung muß Kraft mit Eleganz paaren. Vielleicht ist man in neuerer Zeit in dem Bestreben, schöne, elegante Exemplare zu züchten, auf Kosten der ursprünglichen Größe und Stärke der Rasse etwas zu

weit gegangen. Die Dogge ist gewissermaßen das Urbild der Kraft, was man bei den gestellten Anforderungen immer im Auge behalten sollte. Die Färbung der Dogge variiert außerordentlich; es giebt schwarze, graue, gelbe, goldbestraute und getigerte Doggen. Die Doggen sind weniger gutmüthig als Bernhardiner und Neufundländer, sie eignen sich deshalb besonders zur Dressur auf den Mann. Man bedient sich daher namentlich der Doggen zum Bewachen von Höfen und Lagerplätzen.

Zu den Doggen gehört auch der Bullenbeißer (Mastiff), den man in Deutschland nur höchst selten sieht. Der Bullenbeißer, der am reinsten in Irland gezüchtet wird, vereinigt mit der Größe der deutschen Dogge den kräftigen, gedrungnen Bau der Bull- dogge. Auf dem gedrungnen, dicken Hals sitzt ein runder, bulldoggähulicher Kopf mit abgestumpfter Schnauze, deren zu beiden Seiten überhängenden Lippen stets von Geißer triefen. Dem Bullenbeißer wird ungeheure Kraft und unglaublicher Muth nachgerühmt. Man richtete ihn früher zum Kampf mit Stieren, Bären und Löwen ab.

Dem Mastiff ähnelt sehr der Bullbogg, der Nationalhund der Engländer, der aber auch in Deutsch- land ziemlich verbreitet ist. Der englische Bullbogg besitzt höchstens fünfundsiebzig Centimeter Schulter- höhe und fünfundsiebzig Kilogramm Gewicht und fällt sofort durch seine enorm breite Brust, die dadurch sehr breit gestellten Vorderbeine und den relativ unge- heuren runden Schädel mit der zurücktretenden ge- spalteten Nase, dem vorspringenden Unterkiefer und dem hervortretenden Gebiß auf. Der Gesichtsaus- druck der Bullbogg ist von erlesener Häßlichkeit, dennoch mag Manche an dem grimmig dreinschauenden, trotz der Kleinheit respektlosbühnenden Gesellen gerade seiner originellen Häßlichkeit wegen Gefallen finden. Dem Bullbogg wird, wie seinem großen Verwandten, dem Mastiff, großer Muth nachgerühmt. Jedenfalls aber macht man sich übertriebene Vor- stellungen von der Bösartigkeit und Tücke dieser Hunderrasse. Auch der Bullbogg ist, wie alle Hunde,

ein liebenswürdiges, anhängliches Geschöpf, das sich von Kindern unglaublich viel gefallen läßt. Ein Mastiff oder Bullbogg in Miniatur ist der Wops, ein verzärtelter und häufig übermäßiger Stuben- hund, der von dem Muth seiner größeren Vetter nicht eine Spur besitzt.

Unter den Windhunden sieht man den lang- haarigen russischen Windhund am meisten in Deutsch- land. Die Windhunde sind sehr stattliche Thiere, da sie eine Schulterhöhe von achtzig Centimetern erreichen. Trotz ihres ungemein schlanken Körper- baus besitzen sie doch eine verhältnißmäßig große Kraft und ihres starken Gebisses wegen eine nicht geringe Wehrhaftigkeit. Man gebrauchte sie früher zur Wolfsjagd, und Drehm überzeugte sich in Skorbosan aus eigener Anschauung, daß der Steppenwindhund den Kampf mit Hyänen und Leoparden nicht scheut und nur dem Löwen aus dem Wege geht. Wie man bei uns den Windhund dazu abrichtet, den Hasen im Laufe einzufangen — den sogenannten Solofängern gelingt das trotz des listigen Hasen- schlagens des Meisters. Lampe ganz allein — so richtet man ihn in Afrika dazu ab, Auilopen nieder- zureißen. Die Dressur und Behandlung der Thiere ist aber auch eine ungemein aufmerksame.

Zu den schönsten Hunden gehört der schottische Schäferhund, vermuthlich ein Bastard des Wind- hundes. Die Färbung besteht gewöhnlich aus großen rüthlichen Platten oder einem rüthlichen Mantel auf weißem Untergrund, doch kommen häufig auch andere Farben vor. Dies am Widerrist etwa sechzig Centi- meter hohe, stamme, elegante Thier mit dem schlanken, zugespitzten Kopf und dem weichen, prächtigen Bau besitzt die bekannte hohe Intelligenz aller Schäferhunde und wird in neuerer Zeit, auch im deutschen Heere, als Kriegshund zur Versorgung des Nachschutendienstes und zum Zutragen von Patronen, sowie zum Auffuchen der Verwundeten verwendet. Der deutsche Schäferhund, der in Färbung und Bezug bedeutend schlächter ist, wird erst in neuester Zeit gezüchtet.

Es würde zu weit führen, sich über alle die kleinen Hunderrassen, den Spitz, den Fleder, den

Bintcher und gar die kleinen Schoßhunderrassen verbreiten. Auch ein Aufzählen der zahlrei- cken Gattungen der Jagdhunde liegt nicht in un- sere Absicht, obgleich gerade auch diese eben und Kl- Thiere eine besonders auszeichnende Behand- lung verdienen. Da der Verfasser aber nicht ein- mal Sonntagsjäger ist, würde er die Feinheiten der Dressur doch nur höchst laienhaft zu schildern vermögen. Jedenfalls aber gehören die Jagdhunde, speziell die Vorsteh- oder Hühnerhunde, ihrer e- Proporzionen wegen zu den schönsten Hunderrassen sowohl die kurzhaarigen Pointer, als nament- lich auch die prächtig langhaarigen Setter. Unser Spitz führt uns einen Wurf junger Jagdhunde vor Aug- Welch hübsche Gruppe, diese vier niedlichen, ruhiger Neugierde in die Welt hineinschauenden Tolpatzchen. Und wie individuell prägt sich schon jedem Gesicht die besondere Eigenart aus. Doch auch Hunde haben ihre Individualität, die durch das Vorwiegen eines der vier Temperamente, durch eine eigenartige Mischung derselben, durch große oder geringere Intelligenz und andere Momente mehr bestimmt wird. Der Erzieher solcher ei- gendlichen Individualität muß denn auch ein gewis- ser Pädagoge sein und sich der Eigenart des Bögli- anzupassen wissen. Dieser Hund muß schärfer, je- milder behandelt werden, dieser durch Lob angespor- neter durch Tadel gestraft werden. Nur eine ge- richtete Erziehungsmethode ist auch Hunden gegenüber anzuwenden: die brutale Prügelpädagogik.

Noch ein paar allgemeine Worte über die Er- ziehung der Hunde. Oft sieht man, wie sich Kinder mit winzigen, kaum ein paar Wochen alten Hündchen herumerschleppen. Es kann jedoch den Eltern nicht dringender angerathen werden, sowohl im Interesse des aufzuziehenden Hundes, als namentlich auch der Rücksicht auf ihre Kleinen, den Kindern junge Hunde nicht als eine Art lebendigen Spielzeugs zu geben. Den jungen Thieren ist das viele Schleppen von Herren nichts weniger als zuträglich, und den Kindern gar droht durch die enge Verührung mit Hund- schen schwere gesundheitliche Gefahr durch die viel- fach verbreiteten Schmarotzer, die der Hund beherbergt.

Junge Hunde sollte man nicht von ihrer Mutter nehmen, bevor sie mindestens sechs Wochen alt geworden sind, da sie sonst noch zu zart sind, um sofort an andere Nahrung zu gewöhnen. Andererseits ist es aber ein sehr verbreiteter Irrthum, daß man junge Hunde nicht mit Fleisch füttern darf, da sie sonst die Staupe bekommen. Das Fleisch, das man, abgesehen von Pferdefleisch, niemals zur Verfütterung soll, bekommt jungen Hunden im Ge- gentheile sehr gut und macht sie nur widerstandsfähig gegen die tödtliche Kinderkrankheit der Hunde, die Staupe. Die Staupe, die die jungen Thiere gewöhnlich im Alter von 3—9 Monaten, aber auch früher und später befallt, tritt in den verschiedensten Formen auf: als Entzündung der Lunge, der Verdauungsorgane, oder in Gestalt von nervösen Anfällen. Ein erfolgreiches Mittel gegen die Staupe ist bisher unbekannt; doch ist für Ruhe und Wärme der kranken Thiere zu sorgen. Ueber die Hälfte aller Hunde erliegt der Staupe oder trägt doch zeitliche Gebrechen davon: nervöses Zucken der Kiefer, mehr oder minder bemerkbare Lähmung des Kreuzes, Vorbedingung für das gedeihliche Aufkommen junger Hunde ist kräftige und angemessene Nahrung (Fleisch jedoch kein Schweinefleisch), Brot, nicht viel Kartoffeln — und die nöthige Bewegung.

In den Großstädten sieht man, namentlich unter den größeren Hunderrassen, nur sehr wenig Exemplare mit kräftigen, muskulösen entwickelten Extremitäten. Die meisten Hunde haben schwächliche, schiefere Hinde, sogenannte K-Beine, sie sind kuhheftig, der fahrgemäße Ausdruck dafür lautet. Diese schöne Verküppelung sonst manchmal edler Thiere ist auf schlechte Ernährung und den Mangel freier Bewegung zurück zu führen. Deshalb ist Jemand, der den jungen Thieren nicht die sprechende Nahrung und einen größeren Hof- oder Gartenraum zur freien Bewegung zur Verfügung stellen kann, lieber auf die Anzucht junger Hunde verzichten.

Der große Peter.

Erzählung von Wilhelm Schäfer.

Er hätte auch der große geheizen, wenn er kleiner gewesen wär' als sein Hosenbein; denn wer im Kirchenbuch zu Söldbach als Peter Groß verzeichnet steht, und das that er, der ist zum großen Peter geworden, eh' ihn die Mutter das erste Schnupftuch aus der Kiste holt.

Als der Peter das erste Schnupftuch kriegte, war's zum Leichengang gewesen hinter seinem Vater. Damals hatte er's nicht gebraucht, aber ein halb Jahr später, als seine Mutter den Franz bekam und nicht in die Stube durfte und sich Niemand um ihn kümmerte.

Der Franz war nun auch schon lang' in die Welt gelaufen. „Der bringt die Mutter wieder an den rechten Platz,“ hatten die Söldbacher gemeint und an seine Glieder gedacht, die gerade so fein und unmerklich waren wie bei der städtischen Mutter.

Der Peter war seinem Vater nachgeschlagen, auch in den großen Knochen. Und das war gut. Wenn seine Arme den Hof nicht festgehalten hätten, der Mutter wär' er längst schon durchgegangen.

Die Söldbacher konnten die Großenfrau nicht leiden, und sie hatten noch andere Ursach' dazu, als ihre weißen Finger. Sie sprachen bloß nicht davon, wenn der Peter dabei war. Selbst der alte Brenneck haute für gewöhnlich seine schönsten Neben in den Magen, wenn er's mit seinem Schwiegerjohn hatte; denn das sollte der Peter werden, und die Dorothea war's schuld.

„Die passen zusammen wie vom Schreiner gejobelt!“ sagten die Söldbacher. Sie sahen, was vor Augen war, und sie hatten Recht damit; denn wenn's auf 'ne kräftige Art ankommt, hat die Weisheit den Mund zu halten. Die Dorothea ging dem großen Peter bis über die Schultern. In ihrem braunen Gesicht saßen ein Paar schwarze Augen, die manchmal glänzen schilleren, als 'n Wälschtrich, und 'n Paar Lippen, so roth wie Vogelbeeren. Ihr Vater war Kaffirer in Bad Krumbach gewesen, und da hatte sie die Schmeicheleien der Badegäste geschleckt wie ein Kind die Zuckersteine. Nachher hatte irgendwas in der Kasse nicht gestimmt. Der alte Brenneck war zur Ruh' gesetzt worden und hatte sich nach Söldbach zurückgezogen, „aus den Sünden der Kultur“, wie er sagte. Wenn er den Mund aufthat, ging's an die Schlechtigkeit der Welt. Und wenn er ihn zuhielt, erst recht.

Seine Tochter hatte die ersten Wochen im Dorf gehaut und gezant. Dann war ihr das langweilig geworden, und sie hatte ihre Augen an den Peter gehängt. Zuerst war's sein langer schwarzer Schnurrbart gewesen, und nachher hatte sie einmal seine Arme bei der Schaffschur nackt gesehen. So war sie seine Braut geworden, als das Wasser kam.

Das Wasser kam in der Nacht von Montag auf Dienstag. Der Schnee hatte bis tief in's Frühjahr gelegen. Nun lief er ab bei starkem Regen. Am Abend ging der Fluß schon hoch. In der Nacht gab's ein großes Gesehrei durch's ganze Dorf. In den untersten Häusern gluckte das Wasser bis unter die Decke. Und am Morgen war das Thal ein gelber See, der in der Mitte zusammenließ zu einer schaumgelben, wilden Furche und mit dicken, grünen Eisklumpen spielte. Kein Stück Vieh war verloren gegangen, und die Söldbacher freuten sich gerade, als über den Fluß her der Hülfseruf kam.

Drüben stand das Fährwirthshaus im Wasser und die Leute hockten in den Dachlufen. Es war 'n schwer' Stück Arbeit mit dem Fährnachen da hinüber, aber es ging bis zur Rückfahrt. Sie waren grad' in der gelben Furche, als der Fährbaum jenseits knackte. Sie wurden stromab gerissen, bis sich die Kette in der Baumspitze fing und der Strom den Rachen in weitem Bogen zum Ufer warf. Er schlug an. Aber die Stelle war so leicht, daß sie Alle glücklich herankamen.

Grad' froch der Fährwirth als der Letzte durch's rasche Gras an's Ufer, als ihn der Fremde einfiel, der spät in der Nacht zum Schlafen gekommen war.

Und da sahen sie ihn Alle auch schon auf dem Dach. Er mußte an der Wand von außen in die Höhe geklettert sein. Nun saß er mitten in dem gelben Wasser und winkte und schrie herüber. Aber der Fährnachen lag im Strom, und mit einem Rahu kam Keiner durch das Eis.

„Er muß warten, bis das Wasser abläuft,“ sagten die Söldbacher und zählten noch einmal ihr gerettetes Vieh. Der alte Brenneck humpelte mit seinen Gesichtsfüßen durch den nassen Lehm und redete von gottgefandten Prüfungen.

Seine Dorothea stand ganz vorn auf der alten Hofmauer, mitten zwischen den nassen, struppigen Hühnern. Sie sagte nichts. Nur ihre dunklen Augen ließen nicht vom dem rufenden Menschen da drüben auf dem Dach, und um ihre rothen Vogelbeerklippen lag ein tiefer Schatten von Sehnsucht und Lust.

Der grünen Eisklumpen wurden mehr in dem gelben Wasser, und als die Söldbacher wieder einmal hinsahen, war die Wand des Fährhauses weggespült und das Dach stand über dem Fluß wie ein großer Schirm auf vielen schwarzen Stangen.

„Das Haus stürzt ein!“ schrie die Dorothea.

„Das Haus stürzt ein!“ plapperten sie Alle nach und gafften hinüber auf die zerbrechlichen Balken.

„Der Finger Gottes,“ jalsaberte der alte Brenneck und nahm den Hut ab.

„Seht!“ schrie die Dorothea wieder, und es lag wie Gier in dem Schrei. Die Männer reckten die Hüfte aus ihren Kitteln und die Weiber freischten. Die ersten Balken waren eingeknickt. Das Dach hing steil nach vorn in's Wasser. Und auf der Spitze lag der Mensch und kammerte sich fest und schrie, daß man es hörte durch den Wind und das Rauschen der Wellen.

Und jetzt kam's auch den Söldbachern nahe. Sie liefen hin und her, jähren und hoben die Arme und blieben wieder stehen und stierten hinüber. Die Frauen heulten laut. Die Kinder mit. Dem alten Brenneck wurden die Glieder schwach. Nur die Dorothea stand auf der alten Mauer und wuchs in den grauen Morgen. Ihre Augen waren groß geworden wie Kastanien. Die rothen Lippen standen auf und ließen die weißen Zähne sehen.

Da kam der große Peter vom Markt. Er war die ganze Nacht durch hinter'm Vieh gegangen.

„Warum holt Ihr ihn nicht?“ schrie er die nassen Kittel an.

Sie zeigten nach dem umgeknickten Rachen.

„Ist denn nichts Anderes da?“ schrie er noch lauter und sprang in das gelbe Wasser. Bis unter die Arme mußte er hinein.

„Peter!“ rief seine Mutter und wollte ihm nach. Ein Stein lag im Weg, und die schmale, bleiche Frau schlug in das schaumige Raß, daß die gelben Wellen über ihr zusammen klatschten. Die Söldbacher sprangen hin und hoben sie auf.

„Er darf nicht fahren! Er kommt um!“ jammerte sie und sank wieder in den Schmutz.

Dorothea stand noch immer auf der Mauer. Ihr Blick gierte auf's Wasser und auf den schwarzen Rahu, der hinausdrang in die gelbe Fluth. Jetzt kam er in die schäumende Furche und wurde hineingerissen wie ein Kork. Aber die Ruder blieben in festen Händen. Weit unten zwangen sie den Rahu in's ruhigere Wasser. Dann kamen sie wieder stromauf, langsam und schwer. Und Die am Ufer athmeten mit seinem Rudererschlägen, langsam und schwer. Die bleiche Frau stierte blöde vor sich in das plätschende Wasser und Dorothea stand auf der Mauer wie ein Steinbild.

Und jetzt war der Rahu an den Trümmern. Der Fremde glitt hinein. Und Alles geschah so selbstverständlich sicher, daß diese Sicherheit über das Wasser herüberflog in all' die zagen Herzen. Nur die bleiche Frau sah plötzlich auf und schrie hinüber, daß es klang wie zersplitterndes Glas:

„Weiß' drüben!“

Der Peter winkte mit der Hand, und es war

den Söldbachern, als wolt' er ihnen etwas sagen. Dann ruderte er hinauf, weit hinauf, bis er ganz droben an der Kellerrückung den Rahu mit festen Schlägen hineintrieb in die schäumende Furche. Und wieder wurde er hinabgerissen, weit hinab. Aber er drang hindurch, und nun kam er zum Ufer. Sie Alle liefen zu ihm hinunter. Nur die Dorothea stand auf ihrer Mauer, und die Mutter stierte in den gelben Schmutz.

Die Burschen sprangen in's Wasser, ihm entgegen. Sein Muth war in sie gefahren. Er ließ ihnen den Rahu, nahm den Ohnmächtigen auf die Arme und watete mit ihm an's Land.

„So, das ist der Franz!“ sagte er kurz, legte den Geretteten auf ein nasses Strohhündel und ging wieder zum Rahu.

„Franz!“ Das eine Wort hatte die bleiche Gestalt aufgezerzt. „Franz!“ Sie griff mit den Händen zappelnd in die Luft. Ein kurzer Schrei brach jäh ab. Sie sammelte ein paar Schritte vorwärts und fiel auf ihren Sohn, ohnmächtig wie er.

Das Haus des großen Peter lag noch trocken. Die Söldbacher trugen sie hinauf. Dorothea ging hinter dem Geretteten her, wie schlafend. Ihre schwarzen Augen saugten sich fest an der schwächlichen Gestalt, an dem feinen, bleichen Gesicht unter dem blonden Haar.

Nachher kam auch der große Peter und brachte die Kiste zum Stall, die immer noch draußen standen.

Wierundzwanzig Mal hatte seitdem die Nacht ihre dicken Tücher über das Sonnenlicht gehängt. Wierundzwanzig Mal waren die Söldbacher andere Menschen gewesen; denn was sich am Morgen vor dem jungen Tag die Augen wüch, hat nichts zu thun mit Dem, was Abends zu der Nacht in's Bett kriecht.

Das Wasser war abgelaufen und hatte viele Zerstörung und vielen Schmutz zurückgelassen.

Im Dorf gingen die alten Geschichten von Neuem um. Wie schön und fein die Großenfrau gewesen war, als sie der schwarze Groß aus der Stadt mitbrachte; wie dann der junge Baumeister die Straße drüben haute, und wie man eines Tages den schwarzen Groß aus dem Wasser zog und es nichts mehr war mit seiner Riesenkraft. Und wie der Baumeister verschwunden blieb für alle Zeit.

Das Alles wurde wieder lebendig und ging um auf flüsternden Lippen. Der alte Brenneck humpelte mit und begleitete Alles mit erbaulichen Sprüchen des Jorns und der Verdamnmüß.

Der große Peter war den ganzen Tag in den Feldern. Zu Hause zitterte eine bleiche feine Frau in neugewordenem Leben, und die langen weißen Hände falteten sich oft mit stiller Innigkeit.

In der Stube saß die Dorothea Tag für Tag. Vor ihr leuchteten zwei blaue, heißblaue Augen in trunkenem Uebermuth, und unter dem blonden Flaumbürtchen plauderten zwei rothe Lippen mit spöttelndem Witz und lächelndem Schnacchten. Und zwei feine weiße Hände spielten auf der eichbraunen Tischplatte mit ihrer Geschmeidigkeit, wenn sie nicht die Geige hielten oder auf flüchtig gerissenen Blättchen zierliche Berie frigelten.

Und der Peter draußen auf den Feldern wußte Alles: Jede Wendung der geschmeidigen Nacken, jedes Lachen. Und wenn er am Mittag oder am Abend nach langem Zögern und mit wirren Gedanken in's Zimmer trat, dann hatte er's schon vorher gesehen, wie Dorothea verstummte und Franz ihn anblickte mit spöttlichem Lächeln.

Er sah es vierundzwanzig lange Tage.

Dann fragte er sie nach dem Aufgebot. Dorothea sah zu Boden, und um ihren rothen Mund kamen franke Falten. Franz begann zu pfeifen, leise, mit spitzen Lippen. Und dieses Pfeifen fuhr schrill in die schwüle Stille, die zwischen den Dreien lag, schwer wie die erste Gewitterwolke am dunstigen Frühlingshimmel.

Peter stand einen Augenblick schweigend. Und es war, als rollte sich die Luft um ihn auf und würde glühend. Er sprang zu Franz und faßte die feine Hand, daß die spöttlichen Lippen aufschrien vor Schmerz.

„Du wirst das Lachen lassen!“ Er ließ die Hand los und wandte sich zu Dorothea.

„Du gehst nach Haus! Gleich! Ich geh' mit.“ Dann war er draußen.

Dorothea sah ihm nach, hoch aufgerichtet, mit grün flackernden, dunklen Augen.

„Geh' mit ihm!“ flüsterte der Andere schnell. „Heut' Abend in Eurem Garten.“

Peter kam wieder herein, die Mütze in der Hand. Dorothea ging schweigend mit.

Franz sah den hohen Gestalten nach, bis das spöttliche Lächeln von den rothen Lippen geschwunden war und die blauen Augen traumtrunken in's Weite starrten.

Kürze Windstöße kamen vom Fluß, durchschupperten die Knospen und das junge Blattwerk. Am blaugrauen Himmel huschten schwarzgraue Wolken hin und her, wie Kinder, die vor bösen Gunden flüchten. Unter dem jungen Blattwerk war eine Laube. Und in der Laube taumelten kurze, schwüle Worte von Mund zu Mund, heiße Hände suchten und preßten einander, bis die durstigen Lippen sich fanden und gaben und tranken.

Dann und wann ruckte ein ferner Donner. Der erste Blitz des jungen Jahres kam, grell und flackernd. Und im flackernden gelben Licht stand der Peter in der Thür der Laube, groß und schwarz.

„Komm!“ sagte er kurz und ergriff den Franz am Arm.

„Was willst Du? Laß mich los!“

Aber die klammernde Riesenfaut ließ nicht los. Sie zog ihn fort aus der Laube, durch den Garten, über die Straße, immer weiter, durch das Dorf hinab zum Fluß, der träge und schwarz sich vorbei wälzte, glucksend und gurgelnd. Als der zweite Blitz kam und gelb und beinern in's Wasser stürzte, beleuchtete er am Ufer ein bleiches Gesicht mit verzerrten Lippen und weit aufgerissenen Augen. Dann war es ganz schwarz. Und als der Donner kam, klang ein Klatschen hinein, ein halberstücker Schrei, ein wildes Zappeln. Und als er ausgerollt hatte, war Alles wieder still; und nur das Glucksen und Gurgeln kam und starb in trägen Uferwellen.

Während der Nacht blieb in einem Zimmer der Großen Licht, bis der Morgen aufquoll mit blutrothen Schäumen.

Am Mittag brachten sie den Franz. Man hatte ihn weit drunten aus dem Wasser gezogen. Ein Schrei ging durch's Haus bis in die oberste Dachspitze, und zwei schmale weiße Hände krallten sich in die grünen Zweige der Bahre.

Am Abend stand Peter im Zimmer der Dorothea und fragte wieder nach dem Aufgebot, mit starker, klarer Stimme. Sie stand vor ihm, wie sie damals auf der Mauer gestanden hatte. In ihren Augen wirbelten die leichgrünen Schleier. Dann aber kam ein schwarzer Glanz hinein, der Alles wußte, der sich in ihn senkte mit wilder Sehnsucht. Um die vogelbeerrothen Lippen hingen tiefe Falten.

„Ja!“

Das Wort kam leise, kaum hörbar, und do bebt es darin wie tausend Hände, die nach seiner Fuß griffen und ihn auf ihren Nacken preßten.

Und da brach der große, starke Mann zusammen mit wildem Lachen. Er stieß sie vor die Brust, da sie schwer hintenüber an den Ofen schlug, und ras hinaus. Ein qualvolles Schluchzen ging mit ihm bis an den Fluß. Dort hockte er nieder an dem schwarzen glucksenden Wasser. Und das Wasser kam und ging und plapperte seine ewigen Worte. Und der Mensch am Ufer horchte den Worten, eine lang schwarze Nacht bis zum Morgen.

Dann ging er auf den Acker zur Arbeit.

Um zehn Uhr, als die Felder voll Menschen waren, kam der alte Brenneck hinaus gehumpelt mit heiligem Gesicht, frommen Sticheleien und hinterhaltigen Drohungen.

Der Peter hörte ihm zu, eine Viertelstunde lang. Dann legte er ruhig die Hacke zur Seite und sah ihm in die Augen.

„Ihr meint, ich hätt' ihn in's Wasser geworfen?“

„Ja?“

Er ging an dem Acker vorbei nach Haus, brach Alles in Ordnung, und am Abend war er in der Stadt. — Jetzt sind's drei Jahre her. Die Mutter ist todt. Der alte Brenneck ist wieder in die Sünden der Kultur zurück gezogen. Noch zwei Jahre, dann ist der Peter frei. Sein Hof sollte verpachtet werden. Es hat ihn Keiner gewollt. Er wird ihn selber wieder in Ordnung bringen. Es ist viel Unkraut drauf. —



Frankenliebe.

Die Mutter hat geschollten Tag für Tag; Wenn sie ihn nähme, hält sie Mäh' und Plag' — „Ich will die einen besten Kreier zeigen!“ — Sie schüttelte den Kopf und lachte rügen.

Man war sie seine Frau schon Jahr und Tag; Ein bißchen Glück, dann recht viel Mäh' und Plag'! Die arme Frau, und ob ihn alle hatten, Sie senkt den Kopf und will nicht von ihm lassen.

Gott blieb er aus die ganze lange Nacht; Gott weiß, wo er die Stunden zugebracht! — Die Menschen reden schleich. — Sie kann's nicht lassen, Had weint und weint und will nicht von ihm lassen.

Volkslied Jacobsohn's.

Am Stammtisch. Wie akademisch, so sind auch heute die drei „Spießer“ in's Wirthshaus gekommen, um am Stammtisch über die große und über die kleine Politik zu „hannegieren“. In dem langen Tisch, an dem die hölzernen Stühle immer aus selben Platte bestanden, saßen sie nun schon so manches lange Jahr zwischen acht und zehn Uhr Abend. Das in dem Alchmistischer zur Lebensgemeinschaft geworden und Kirschen magt es, die Drei darin zu sitzen.

Doch was ist das? Heute hat sich ganz bei Einer an ihren Tisch gesetzt. Und was für Einer! Ein Schiller ist's mit fast gebrochenem Schwert, mit Siebzigern und Manichellen und mit einer Pigeonette im Rock. Er pudert die Keimblätter einer Zeitung, die er mitgebracht. Mit überaus geschicktem Feinwerkzeug hat er da. Ein halbespitziges Glas und eine Flasche mit Wein steht vor ihm. Von dem Alchmist hat er heute einmal er gestattet Recht.

Das nennt die Drei. Keiner von ihnen hat sich an die andere Seite des Tisches gesetzt. Die Nachfrage suchen sie ihnen. Keiner macht ein Wort, denn sie wissen nicht, was sie aus dem Fremden machen sollen. Der Eine, der mit dem „Fremden“, nicht überaus überlegt auf seine geistlichen Hände. Sein jüdisches Gesicht schaut aus, als hätte er: „Hil' dich der Dummel!“ Der Nachbar zur Rechten schaut nach dem Fremden hinüber. Von dem Dritten, der sein Schnitzmesser neben sich liegen hat, sieht man nur den Rücken. Dieser Rücken

aber zeigt in seiner ganzen Haltung, daß er einem angestrichen und nichtkatholischen alten Manne angehört, der fragend von Einem zum Anderen blickt.

Den „Fremden“ aber genieren die Drei vom „Stammtisch“ nicht im Geringsten. Er liest ruhig in seiner Zeitung und wird ebenso ruhig seinen Wein anstrinken und gehen, wenn er will. —

Zur Geschichte des Klaviers. Das Klavier ist eine Vereinerung von Harfe und Lautenmechanismus. Die harfenähnlichen Instrumente, auf denen man mit dem Plektron die Saiten rührt, sind so alt, wie alle Musik und treten bei den primitiven Kulturvölkern schon in den aller- verschiedensten Formen auf. Der Mechanismus der Tasten, welcher durch ein bequemes, für die menschlichen Finger berechnetes Hebelwerk gebläute oder geriffene Töne zum Klängen bringt, ist nicht ganz so alt, da er ja ein kleines Erfindergenie voraussetzt, aber alt genug, um nicht mehr genau datirt werden zu können. In Europa finden wir Tastenorgeln schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten. Die Anwendung der Tasten auf das Saiteninstrument halfen sich am Monochord. Das Monochord, ein schon den ältesten Musiktheoretikern geläufiges Werkzeug, war ein Brett mit einer darauf gespannten Saite, an der man die Unterseite durch mathematische Theilung klar machen und klängen lassen konnte: die Hälfte ergiebt die Oktave, Zweidrittel die Quinte, Dreiviertel die Quart, Vierfünftel die große Terz u. s. f. Das einfache Monochord erweiterte sich im zweiten Jahrtausend nach zwei Seiten: musikalisch und technisch. Musikalisch, indem man statt einer, auch drei oder vier Saiten spannte, um den Zusammenklang, nicht mehr bloß den Nacheinanderklang der Intervalle heranzubringen, wie ihn die nach der Polyphonie sich entwickelnde griechische Musik verlangte. Und technisch, indem man statt des fortwährenden Verschiebens des die Saite iberenden Steg's Tasten anbrachte, die durch einen Mechanismus die Saite an der gewünschten Stelle heben und zugleich zum Klängen brachten. Waren es zunächst bis zweihundzwanzig Tasten und nur wenige Saiten, so mußten natürlich verschiedene Tasten dieselbe Saite heben und klängen lassen, wodurch das Zusammenklängen mehrerer Töne in bestimmte Grenzen gewiesen war. Obwohl mehrjährig, hieß das Instrument doch noch immer Monochord, Einseitig. Allmählig wuchs die Anzahl der Tasten und in steigendem Verhältniß die Anzahl der Saiten gleich langen Saiten. So ungefähr um's Jahr 1450 mag das Klavier diese älteste Form des Monochords erreicht haben. Sie diente wesentlich didaktischen Zwecken. Friedrich, der Abt von Amberg, der 1511 seine getuschelte — herabgeschickte — Musica mit Illustrationen herausgab, bezeugte diese Entwicklung des Monochords bis zur

ersten richtigen Klavierform: dem Klavichord. Klavichord ist nichts Anderes als das eben beschriebene mehrsaitige und vielstimmige Monochord. Man ließ nur mit der Zeit das widerprechende „Mono“ weg, und setzte das „Klavir“ ein, an clavus-Schlüssel sich anlehnend, — die Taste ist der Schlüssel, der die Orgelstimmung aufschließt und die Saiten vibriren läßt. (Aus „Das Klavier und seine Meister“ von Oscar Wie. München, F. Bruckmann, M.-G.)

Was Goethe ass und trank. „Goethe's Lebenskunst“ ist ein Buch beiseit, das kürzlich bei Siegfried Mittler und Sohn in Berlin erschienen ist und Dr. Wilhelm Hübner zum Verfasser hat. Von den dreizehn Kapiteln, die uns Goethe ausschließlich als Mensch unter Menschen zeigen, handelt eins von der Art und Weise der Mahlzeiten, die Goethe zu sich nahm, und von den Speisen und Getränken, die er besonders bevorzugte. Zu Mittag aß Goethe stets stark, weil es fast die letzte Mahlzeit am Tage war, die er einnahm. Kaffee trank er nicht er pflegte Wasseruppe oder Chocolade diesem Getränk vorzuziehen. Seine Abendmahlzeit bestand gewöhnlich in Wein und Brot. Gern aß er — besonders zum je um Uhr-Frühstück — Wildpret, Geflügel, z. B. kaltes Rebhuhn, Storfisolen, Blumenkohl und Spargel. Manchmal hatte er auch Apfele auf Delikatessen, wie „St. Louiser“ oder Geler, die nicht gar zu sauer waren, Froschschenkel, Chokolade, bei der er aber zu anderen Zeiten befürchtete, daß die Fabrikanten all-riei Dunkles zusammenmischen, um die Lorien und süßem Gebäck machte er sich nichts, dagegen war er ein großer Freund von Obst. Als sein Sohn August 1808 in Heidelberg studierte, beglückwünschte er ihn zu den Genüssen der Obst- und Traubenzucht und aß er selber nach Italien zog, freute er sich nicht wenig über das bessere Obst. „Mein eigentliches Wohlleben ist in Früchten“, schreibt er aus Oberitalien an Charlotte von Stein. „Freien esse ich den ganzen Tag. Du kannst denken, daß die Birnen hier gut sein müssen. Wo schon Zitronen wachsen.“ In Rom war sein Obst brot oft ein Pfund Trauben, das er auf der Straße kaufte. So anspruchslos, wie Goethe auch auf die Art der Speisen war, so groß war seine Leistungsfähigkeit, bezüglich der Menge derselben, und seine Freude schmeckte dort über die „ungeheure Portion Gänsebraten“, die Goethe an einem Sitz vertilgen konnte. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 1, Dönhofsstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!